

# Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

## Kleinere Schriften

Altbayerische Miscellen

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1875**

III. Der Fasching in München. 1842

### III.

## Der Fasching in München.

1842.

Wir denken einiges über den heurigen Carneval zu berichten und wollen zuerst an die Maskenbälle gehen. Die Maskenbälle sind ja doch eigentlich die Kirmesfahne, die das Hoftheater aushängt zum Zeichen, daß jetzt der Mummenschanz erlaubt sein und die Saturnalien beginnen können. So beginnen auch wir mit ihnen. Unter einem Maskenball sollte man sich von vornhinein wohl etwas recht Kurzweiliges vorstellen — einen Tummelplatz der Faschingslust, einen lauten Fechtboden des Witzes, ein festes Stelldichein verborgener Liebe, wo mit üppigen Worten getändelt, mit gefährlichen Geheimnissen gespielt, wo leichtfertige Wünsche und verfehlmte Gedanken ungeachtet verführt werden, weil die Fastnachtsflagge für den Abend die verbotene Waare deckt; hinter den schwarzen Masken brennende Sinne, verlangende Augen, auf den Zungen Scherzworte und lüsterne Geflüster, nebenher stille Winke, verstohlener Händedruck — alles bunt durcheinander in phantastischen Farben, in labyrinthischen Bewegungen, kichernd, lachend, lärmend, alles sinnlich auf-

geregt und im hellen Rausch der Freuden. In der Wirklichkeit ist es aber ganz anders. Die Maskenbälle sind sehr gesezte Vergnügungen geworden, wenn sie überhaupt noch welche sind. Wir sind glücklicherweise viel zu fittlich und unglücklicherweise viel zu hausbacken, um noch etwas daraus zu machen. Für fashionabel gelten sie noch immer; es lassen sich die besten Stände sehen, aber der sonnen-scheinige Anstand, der am nüchternen Tage herrscht, regiert auch hier im feenhaft beleuchteten Raum. Wir können uns die Sitten kaum mehr vorstellen, denen diese Maskenbälle gefährlich wurden. Man wagt jetzt ruhig auf und ab in schwarzem Frack oder in hellfarbigem Ballkleid und kümmert sich sehr wenig um einander. Masken sind schon seit Jahren eine Seltenheit, und die Dominos, die noch zuweilen erscheinen, beschränken sich darauf, durch jene lächerlich gewordene Frage die Anwesenheit der gefragten Person zu constatiren, und schlendern dann beruhigt wieder weiter. Alles ist so harmlos und so friedlich wie in einer Kleinkinderschule. Wig und Scherz behalten wir im Herzen; warum auch vor wildfremden Leuten auf einem Maskenballe das bischen Humor vergeuden, das unter den Freunden am abonnierten Tisch gefordert wird und dort oft nicht ausreicht bis zur Polizeistunde? Getanzt wird gar nicht mehr. Vor einigen Jahren brachten noch etliche Diensthöten dieses Opfer, aber auch sie sind davon zurückgekommen, und so spielt das Orchester seine vorschrittsmäßigen Walzer ab, ohne irgend jemand zu verführen, denn auch die „Ehehalten“ haben die Süßigkeit des Parfets kennen gelernt und die groben Bretter sind zu rauh geworden für ihre verwöhnten Sohlen.

Was aus dieser Verkommenheit zu retten war, die Idee, die Psyche hat mit warmen liebenden Händen ein Mann erfaßt, den die Münchner Blätter mit frohem Stolz als den Wiederhersteller der Carnevalsfreuden begrüßen. Wir nennen ihn „unsern Streck“ und er ist uns so theuer als Johann Strauß seinen Wienern, als Musard den Pariser. Der junge Mann arbeitet sich zukunfts voll empor und wirkt nebenbei auch als Musikmeister in einem Infanterieregiment. Seine Anfänge liegen etwa sechs oder sieben Jahre rückwärts. Damals kam ihm der poetische Gedanke, die schöne Jahreszeit mit Musik zu verschönern, und er ahmte zuerst die Entréebälle im Freien nach, die ihm die Wiener als gelungenes Muster vorhielten. Neuberghausen war seine Wiege, obgleich er mit der Zeit auch andere Lustorte verherrlichte. Da spielte er denn mit seiner Virtuosenbande die beliebtesten Walzer und ließ ihnen zum Besten der Nichttanzenden immer eine Reihe von andern Tonstücken vorausgehen, die er zum Theil selbst componirt hatte. Ein namhaftes Talent zu arrangiren und mit den gegebenen Mitteln den musikalischen Zeitvertreib für den Abend rühmlichst zu bestreiten, das kann man ihm nicht absprechen. Groß ist der Mann namentlich in Potpourris, aber was er schafft, sind Potpourris-Monstres, wahre Mammuthen von Condidtungen. So haben wir von ihm das Lager von Augsburg, großes „militärisches Potpourri“, den Carneval von 1840 und zuletzt noch die Eisenbahnfahrt von München nach Augsburg, zwei große „sociale Potpourris“. Jenes erste ist noch ein ziemlich faßlicher Gegenstand; Reveille, Märsche, Attaquen und Kanonaden wechseln recht kenntlich ab; die

Lagermesse wird in hellen frommen Accorden vorübergeführt; dann kommt auch noch Tafelmusik dazwischen und die dinirenden Generale singen zusammen ein patriotisches Tischlied. Auch der Carneval von 1840 läßt sich leicht verstehen. Es sind Anklänge aus den schönsten Walzern, die dieß Jahr gebracht, oft durch stille Seufzer oder lauten Liebesjubel unterbrochen. Mehr Eindringen fordert dagegen die Eisenbahnfahrt. Das Keuchen des Dampfwagens ist zwar mit einer Treue wiedergegeben, welche schlechterdings entzückt; das Uebrige jedoch erheischt, wenn es sich ganz erschließen soll, wie jedes andere Kunstwerk, ein liebevolles Nachfühlen. Wer aber dieses mitbringt, der vernimmt den Lärm der Abfahrt, den Ruf der Ueberraschung, die stille Wonne der schnellbeförderten Reisenden, vielleicht auch das trübe Murren der Aktionäre und das gereizte Brummen des Direktoriums. Man findet aus den Tönen selbst die Gegenden heraus, man hört z. B. das Haspelmooß: und die Luftschlöffer, die Hofmarken, die lachenden Ausichten, an denen man vorüberfliegt, werden ganz deutlich vorgespielt. So setzt denn der Mann ganze Zeitereignisse in Musik und es wäre ein großer Einfall von ihm, wenn er zur Warnung der Enkel und um das Andenken wichtiger Epochen zu erhalten, ein paar monumentale Potpourris anfertigen wollte über einige merkwürdige Begebenheiten, deren Zeitgenosse er selbst gewesen. So könnte er z. B. die Kölner Wirren, die hanover'sche Verfassungsfrage componiren als große historische Potpourris, wo die schauerhaften Dissonanzen, die er kunstreich zu lösen hätte, dem Tonbildner das reichste Feld gewähren müßten, seinen Generalbaß zu zeigen und so in

der Musik anmuthig auszugleichen, was im deutschen Leben so schneidend klang und klingt.

Dieser unser Streich also hat die Idee der Maskenbälle aufgefaßt und sie auf eigene Kosten vom Hoftheater ins Odeon verpflanzt. Auf erhabenem Orchester spielt er da seine Walzer, seine Polkas und Galoppaden und unten in der Prachthalle tanzen die Jungen und die Mädchen fröhlich auf dem glatten Boden. Die Damen sind wohl alle und von dem Männervolke wenigstens die Tanzenden aus jenen Classen, die man in feinern Gesellschaften vermischt. Es erscheinen viele Masken, Tiroler, Türken, Schottinnen und dergl., wohl auch desselben Herkommens. Die Toilette der nicht maskirten Damen ist festlich, die der Herren sehr ungezwungen; Hut auf dem Kopfe, Ueberrock, Paletot, Studentenmütze — Bequemlichkeiten, die der männlichen Theilnahme gewiß sehr förderlich sind. Dieses Jahr nun gab uns der Meister drei solcher Abende, von denen der letzte weitaus der schönste und in der That ein großartiges Freudenfest war, dessen unvergeßlichen Schluß der Altvater bildete, der jetzt ja auch in Windsor getanzet wird. Ach, was war das für eine Wonne unter den schönen Jungfrauen von München, als die seltsamen Feierlichkeiten dieses angesehenen Tanzes begannen, als sie auf die Stühle geladen wurden und die langen Reihen getragen hinabschwebten, als die andern Ceremonien folgten, die nur nach Mitternacht aufgeführt werden können, wenn den wachhabenden Müttern schon die Augen zugefallen sind! Und als der Tanz in schöner Aufregung endete hatte, als lauter Jubel und begeisternder Bravoruf an die Decken schlug, da nahm der Meister den Vortheil

wahr, seine Zaubermacht neuerdings zu zeigen, da ließ er als herrliche Dreingabe seine wildesten Geigen los und den titanischen Donner seiner Pauken, und seine Trompeten schmetterten in den reinsten Bloßbergttönen in den Saal hinab, und ein umgekehrter Dryheus machte er seine Hörer alle wüthend und jagte sie mit Walzer, Polka und Galopp nach einander und unausgesetzt in immer rascherem Takt als vielhundertpaarigen Feyenwirbel durch die Halle in der Art, daß sich die ältesten Leute an nichts Aehnliches zu erinnern konnten. Als der Strudel vorüber war, sah man sich lächelnd an. Die Paladine schienen etwas erschöpft, die Damen gar nicht. Das schwache Geschlecht hat eigentlich die stärksten Nerven. — Das also war der Schluß des Festes, dessen Theilnehmern und Theilnehmerinnen wir das Lob gesitteten Anstandes nicht versagen können, denn wenn auch da und dort auf einsamen Stühlen mit Wink und Blick und Liebesgeflüster manche öffentliche Schäferstunde gefeiert wurde, so war der Ton, wenn auch zärtlich, doch durchweg decent.

Es kommen nun die abonnirten Privatgesellschaften an die Reihe, deren wir hier unzählige besitzen, aus denen aber Museum und Frohsinn an Zahl der Glieder und Reichthum der Mittel mächtig hervorragen. Ersteres nimmt seine Theilnehmer vom obern Ende der Mittelclasse an, letzterer ist mehr univervell und seine Abonnentenliste beginnt in den höchsten Kreisen, um sich im Nährstande zu verlieren. Das Museum hält ein reich versehenes Lesekabinet; im Frohsinn findet man höchstens den journalistischen Hausbedarf; wenn in jenem mehr gelesen wird, so wird in diesem mehr musicirt, getanzt und geschau-

spielert. Das Museum will nicht wissen, daß seine Mitglieder Bier trinken, die Ballsoupers sind im Pariser Geschmack, fein und theuer; der Frohsinn duldet das Nationalgetränk und man findet da gute deutsche Hausmannskost zu billigen Preisen. Ersteres bewohnt einen selbsteigenen Palaß, letzterer hat ein schönes Local in Miethe, und um alles zusammenzufassen, das Museum scheint uns mehr europäisch, der Frohsinn mehr national. Die Bälle des Museums waren so glänzend wie immer; der Frohsinn aber ließ es bei seinen Tanzvergünstigungen nicht bewenden, sondern gab dazu noch Maskenzüge, Theater, Conversationen, Pifnicks u. dgl. Beide Gesellschaften zusammen enthalten viele schöne Welt, und in der That, unsere Damen — wer von den Damen schreibt, soll, nach Diderot, unter andern Vorsichtsmaßregeln die Feder in die Morgenröthe tauchen statt in das Tintenfaß — sie sind anmuthig und liebenswürdig wie je, aber nach allgemeiner Wahrnehmung ist die Taille im letzten Decennium um ein Merkliches herabgestiegen. Ich weiß nicht, war es der begeisterte Mond der Freiheitskriege, der seiner Zeit segnend in die Brautbetten schien, oder der strahlende Komet von Anno Gilt, aber vor zehn, zwölf Jahren verherrlichte die Ballreigen ein hoher stolzer Kranz von Halbgöttinnen, der keinem gleichen die Hand gegeben. So bewundern wir jetzt niedliche Heben in ihrem stillen Liebreiz, wo wir ehem junonische Gebilde voll herrschender Schönheit anstaunten. Ob wir dabei gewonnen oder verloren, wer wagt es zu entscheiden?

Uebrigens will man behaupten, die abonnierten Gesellschaften dahier hätten ihre schönsten Tage auch schon ge-

sehen, und der allgemeine Umschwung, der sich im socialen Leben bemerklich macht, scheint allerdings wie den öffentlichen Belustigungen, so auch ihnen gefährlich zu werden.<sup>1</sup> Vor so und so viel Jahren blühte nämlich in unsern Mauern noch unbeeinträchtigt süddeutsches Leben. Wien und München gingen denselben Weg, und wenn auch die Kaiserstadt die Hegemonie hatte, so suchten wir doch immer gleichen Schritt zu halten. Was sie erfand, ersann und erdachte, das durfte auch bei uns auf Anklang rechnen. Nach ihren trefflichen Mustern richteten wir unsere Vergnügungen ein, nach ihren Moden kleideten wir uns. Von dort kamen uns Kasperl und Staberl zu, die Löwen der Wiener Komödie, die bei uns ein zweites Vaterland fanden. Nach Wienerart mußten auch wir einen Prater haben und ein Livoli, und von Wien ging die Lehre aus, uns alle mit Herr von und Frau von anzureden — eine Sitte, die dem hiesigen Leben jenen eigenen Anstrich von ritterlicher Dignität gibt, der den neuangefommenen Fremden so vornehm anspricht. Nunmehr aber will das anders werden oder ist's zum großen Theil schon geworden. Die zunehmende Bedeutung der Stadt, die lebhafteren Verbindungen mit dem übrigen Deutschland, die Niederlassung norddeutscher Celebritäten, das Emporblühen der Kunst und der Aufenthalt so vieler Fremden haben ein Element hereingeführt, das jenes süddeutsche mannichfach bedrängt und es da und dort schon aus dem Feld geschlagen hat. Vordem nun war der Ton in den größern Gesellschaften

<sup>1</sup> In der That ist der Frohsinn vor etwa fünfundsanzig Jahren gänzlich eingegangen und das Museum hat schon vor geraumer Zeit seine Bälle und Concerte aufgegeben und lebt nur noch als Lesegesellschaft fort.

zu München sehr bequem und traulich. Man ließ so jeden gelten, der vorhanden war, freute sich seiner Ansprache, wenn man ihn auch nie gesehen hatte, war nicht scheu bekannt zu werden und kam einander eher noch entgegen. Deshalb war man gerne unter fremden Leuten, denn es that alles wie zu Hause. Jetzt will man engere Kreise, um unter sich zu sein; man gränzt sich ab, wird wählicher und exclusiver. Der Umgangston verfeinert sich; die Sprache macht sich von ihren Nachlässigkeiten frei. Die betagten Leute, so viele nachkommen können, werden modisch, die jungen Herren im äußern Auftreten eleganter, die Mädchen pretiöser. Die große Welt fängt an kalt zu lassen und man spricht mehr und mehr vom Familienleben. So ziehen sich denn bekannte und verwandte Haushaltungen zusammen, schließen Bündnisse für die Winterfreuden und geben sich vertraute Hausbälle und Concerte. Auch die Pikniks, die immer häufiger werden, zeugen von der nämlichen Tendenz — man ergötzt sich an der Illusion en famille zu sein. In enger Wechselwirkung hiemit steht die Verbreitung des Theegenusses, der schon manchen Landsmann von seinem abendlichen Humper losgerissen hat und noch loszureißen droht, und es war sohin Augustinum und Siegesbulletin zugleich, als das erste belletristische Journal, das hier nach langen Jahren wieder auftrat, sich „Münchener Theeblätter“ nannte. Freilich gibt's noch viele wadere Männer, die dem allem widerstehen, die jene Hochgenüsse an den langen Tischen der Brauereien, wo lärmende Gespräche mit alten Burschenliedern und Körner'schen Kriegsgefangen abwechseln, wo die einnerungsvollen Stoßköpfe aus den Studentenjahren noch unbehin-

dert dampfen dürfen, dem leisen fittigen Geflüster in den Theezirkeln, unumtunden vorziehen und von chinesischer Langedeile sprechen, die hinter dem Kraut einherkriechen. Es ist zwar ein schönes Ding, mit erfahrenen Männern und klugen Frauen im stillen Lampenschimmer an der ernsten Gegenwart herumzukugeln, bis sie lächelt, aber es gelingt nicht alle Tage, und es ist schon möglich, daß bei diesen feinern Leuten neben mancher guten Stunde doch auch viele andere vorübergehen, die keiner Erinnerung werth sind. Woher auch sonst die fieberhafte Sehnucht, die sie im Lenz befällt, hinaus zu ziehen in jene Berge, die so nahe vor unsern Mauern stehen, in denen ein herrliches Volksleben sich erhalten hat, aus denen Zitherschlag und Alpenlied, der Kirchweihjubiläum und das Stuzentkallen hereinhallt, fast vernehmlich bis in unsere Gassen!

Fortfahrend bemerken wir, daß jetzt auch mehr gelesen wird als ehemals, und man bleibt nicht theilnahmslos bei den Bewegungen der neuern Literatur; die großen Zeitfragen leuchten mächtig herein in die blassen Stadtgeschichten; man spricht von Kunst und Wissenschaft. Sollte dabei auch weniger producirt und gedichtet werden als da oder dort, so ist dieß, wie die Sachen stehen, kaum ein Fehler, ja es freut vielleicht manchen guten Bayer, daß er sein Volk freisprechen kann von der deutschen Todsfünde der poetischen Bällerei, die alljährlich zweimal im Leipziger Messkatalog zur Beichte kommt. Von fremden Sprachen gewinnt das Englische zusehends an Boden und es gibt schon mehrere einheimische Fräulein, welche sich in Byron's Trübsinn ganz verloren haben. So treffen wir denn allenthalben auf ein britisches, durch Norddeutschland durchfiltrirtes

Ferment, das unsere Zustände erfasst und zu bewältigen strebt und als feinere Bildung nicht ohne Präntensionen auftritt.

Wie nun in den höhern Ständen die Verfeinerung überhand nimmt, so regt sich auch unter der reichen Bürgerschaft die Lust, sich herauszustellen und jenen nachzueifern. Der Wohlstand wächst und damit auch der Aufwand. Man gewöhnt sich an Bedürfnisse, die man früher nur als Privilegien der höhern Sphären betrachtete. Die wohlhabenden Bürgerfrauen legen die Kiegelhauben ab, setzen seidene Hüte auf, abonniren sich in den Leihbibliotheken und nehmen einen Logenplatz im Theater. Die Töchter sprechen hochdeutsch, lernen Musik und Zeichnen, nennen sich Fräulein und gehen schon lange nicht mehr mit der Kunkel in den Heimgarten, sondern erstatten Visiten, um sich mit den Freundinnen im Französischen zu üben. Es kömmt also jetzt darauf an, das alte, bayerische München, so viel thunlich, bei seinen Eigenthümlichkeiten zu erhalten, etwas Acht zu geben, daß wir nicht gar zu fein und altklug werden, und unsere Stelle zu behaupten in dem Reigen des fröhlichen Deutschlands, der sich jetzt noch von Köln am Rhein heraufzieht durch das lieberlustige Schwaben an die Länder am Bodensee und fortlingend durch die Tiroler und Steirer Alpen seine letzten Ländler tanzt an der ungarischen Gränze im fröhlichen Wien.